

Wie Schlepperbanden mit Eritreern das grosse Geld machen.

Von Michael Obert
Bilder Matthias Ziegler

FOLTERN ALS BUSINESSMODELL

Von Omdurman, nördlich von Khartum, brechen
Lkws mit Hoffnungsuchenden nach Libyen auf.



Links: Der «Samsara» führt zu einem «Verbindungshaus» in Khartum, in dem Schlepper wie er Flüchtende aus Eritrea unter miserablen Bedingungen unterbringen.
Rechts: Die Narben auf Yonas' Rücken erzählen von den Folterqualen, die er auf der Flucht erlitten hat.

schenhändler». Für Italiens Ministerpräsidenten Matteo Renzi sind sie die «Sklavenhändler des 21. Jahrhunderts». François Hollande hält sie gar für Terroristen.

Bei der Überfahrt in ihren Booten sind Tausende Afrikaner im Mittelmeer ertrunken. Europa hat den Schlepperbanden nun den Krieg erklärt. Flugzeugträger, Hubschrauber, Drohnen und bewaffnete Soldaten jagen sie auf hoher See. «Wir müssen alles tun, um diese kriminellen Gangs zu zerschlagen, die den furchtbaren Handel mit Menschen immer weiter anheizen», fordert der britische Premier David Cameron. Künftig sollen Schlepperbanden auch tief im afrikanischen Hinterland bekämpft werden. In Khartum wollen wir herausfinden, welchen Feind Europa dort vernichten will.

«Nicht einmal Gott hätte mich in Eritrea halten können», sagt Yonas. Mit der einen Hand bekreuzigt er sich, mit der anderen drückt er das Taschentuch an den Hals. Schlepper hatten ihn und neun Gefährten zu Fuss aus Eritrea geführt, einer Militärdiktatur am Horn von Afrika. Im Grenzgebiet zum Sudan, einem 600 Kilometer langen Niemandsland aus Geröll und Sand, kassierten sie ihren Lohn und liessen die Flüchtlinge stehen. Kurz darauf griffen schwer bewaffnete Männer an.

Mit vorgehaltener Kalaschnikow ketteten sie die Eritreer mit Metallringen an den Fussgelenken fest, karrten sie in ein Versteck in der Wüste und liessen sie tagelang im Sand knien. Ein Becher Wasser, ein halbes Stück Brot, morgens und abends Peitschenhiebe mit Stromkabeln. «Für jeden von uns verlangten sie 15000 Dollar Lösegeld», sagt Yonas. «Sie schrien: Ruf deine Familie an, die sollen zahlen!» Weil er sich weigerte, drückten sie Zigaretten auf seinem Arm aus, wickelten einen Draht um seinen Hals und würgten ihn, bis das Blut über seine Schlüsselbeine lief und ihm schwarz vor Augen wurde; als er wieder zu sich kam, legten sie Plastiktüten auf seine Schulter und zündeten sie an. Yonas blickt sich im Café um, dann zieht er sein Hemd ein Stück herunter. Sein Schultergürtel ist bis auf die Knochen versengt. «Erst taten sie es wegen des Geldes, später auch zum Spass.» Irgendwann ließen sie ihn laufen. Seine Familie hatte 800 Dollar gezahlt.

Täglich mehr Flüchtlinge

Hier also, auf der Khartum-Route aus dem Horn von Afrika zum Mittelmeer, will Europa jene Banden bekämpfen, die Menschen wie Yonas nicht nur über Grenzen schmuggeln, sondern auch entführen und grausam foltern. Im Einzugsgebiet der Route liegen sechs der zehn wichtigsten Herkunftsländer von Flüchtlingen: Sudan, Südsudan, Eritrea, Somalia, Demokratische Republik Kongo und Zentralafrikanische Republik. Fast vier Millionen Menschen sind laut den Vereinten Nationen dort auf der Flucht. Und täglich werden es mehr.

Im sogenannten Khartum-Prozess haben die EU-Aussen- und Innenminister eine enge Kooperation mit den Staaten

Sein rechter Oberarm ist von Narben überzogen, an seinem Hals klaffen Einschnitte wie von einem Draht. Sein Atem geht schnell, seine Hände zittern. «Sie kamen aus dem Nichts, acht Männer mit Messern, Schwertern und Kalaschnikows», sagt Yonas so leise, dass wir ihn kaum verstehen können. «Sie fielen über uns her wie Tiere.»

Auf den Tischen des Strassencafés sitzen Fliegen. An den Bordsteigen häuft sich Flugsand aus der Sahara. Junge Männer mit ausgezehrten Gesichtern hasten vorbei, geduckt, mit nervösem Blick, unterwegs auf einer Odyssee, die sie über ein Geflecht aus Strassen, Pisten, Vieh- und Schmugglerpfaden mehr als 5000 Kilometer durch die Wüsten Libyens und Ägyptens über das Mittelmeer führen wird. Auf der gefährlichsten Migrationsroute der Welt. Nach Europa.

«Ich will einfach nur frei sein», sagt Yonas, 20, auf der Flucht aus dem Horn von Afrika nach Deutschland; seine Finger tasten über die Einschnitte am Hals. «Ich will einfach ohne Angst leben.» Dann bittet er uns um ein Taschentuch. Eine der Wunden hat sich geöffnet. Blut tropft auf den Tisch.

Wir sind nach Khartum gereist, in die Hauptstadt der Republik Sudan am Zusammenfluss von Blauem und Weisssem Nil, um an dieser gigantischen Transitstation für Flüchtende aus weiten Teilen des afrikanischen Kontinents etwas über jene unsichtbare Kraft herauszufinden, die Europa in seiner Flüchtlingspolitik beschwört. Angela Merkel nennt sie «Men-



Links: Der Aktivist Omar El Sheikh kämpft gegen die Hintermänner des Menschenmuggels an.
Unten: In El Grief, einem Quartier im Osten Khartums, sammeln sich die Flüchtenden.

Sie kommen aus den sudanesischen Krisenregionen Darfur, Kordofan, Kassala und Blue Nile, aus dem Südsudan, Eritrea, Somalia, Äthiopien, dem Tschad, aus der Zentralafrikanischen Republik, dem Kongo und Burundi, selbst aus weit im Westen liegenden Staaten wie Nigeria, Mali und Mauretanien. Sie fliehen vor Krieg, Gewalt und Verelendung. Sechzig Prozent der Menschen in den Randbezirken Khartums sollen jünger als 28 Jahre sein. Und alle, die wir fragen, wollen fort: nach Europa oder nach Amerika. Der Markt für Schlepper ist gewaltig.

Das «System Khartum»

Tagelang kratzen wir nur an der Oberfläche. Das «System Khartum» stellt sich quer. Sudan, drittgrösster Flächenstaat Afrikas, grenzt im Norden an Ägypten und Libyen und wird laut Amnesty International von einem der repressivsten Regimes des Kontinents beherrscht. Staatspräsident Omar al-Bashir wird mit internationalem Haftbefehl wegen Völkermordes im Darfur-Konflikt gesucht. Sein National Intelligence and Security Service (NISS), ein Geheimdienst mit nahezu uneingeschränkter Macht, geht über Leichen. Zuletzt schossen NISS-Agenten mit scharfer Munition auf demonstrierende Studenten. Seit 2012 wurden über 200 Menschen bei Pro-



entlang dieser Fluchtroute beschlossen. Gemäss dem Aktionsplan vom April 2015 will Europa vor Ort unter anderem Polizisten, Staatsbeamte und Strafverfolger ausbilden, um gemeinsam mit den lokalen Regierungen die Netzwerke der Schlepper und Menschenhändler zu zerschlagen.

Seit Tagen suchen wir in Khartum, einem Moloch aus Lehm und Beton mit mehr als sechs Millionen Einwohnern, nach dem Feind, den Europa zur Strecke bringen will. Doch sobald wir das Wort «Menschenhändler» erwähnen – in Regierungsbüros, bei der Polizei, in Cafés –, verstummen Gesprächspartner, schliessen sich Türen, werden eben getroffene Verabredungen wieder abgesagt. «Ihre Bosse wissen alles», verrät uns ein Mann, der als Fahrer für eine Schlepperbande gearbeitet haben soll. «Die machen kurzen Prozess mit dir.» Dann lässt er uns auf der Strasse stehen.

Das millionenschwere Geschäft mit Afrikanern, die von einem besseren Leben in Europa träumen, zählt mit dem Waffen- und Drogenhandel nicht nur zu den einträglichsten und brutalsten Bereichen des organisierten Verbrechens auf dem Kontinent – es ist auch ebenso rigoros abgeschottet. Wir fahren stundenlang an Lehmhütten vorbei, die an den Rändern der Stadt bis zum Horizont reichen. Millionen von Menschen leben hier ohne Strom, ohne sauberes Wasser. In zerfallenden Gemäuern, die an eine Mischung aus Flüchtlingslager und Ruinenstätte denken lassen.

testen getötet, viele durch Schüsse in Kopf, Brust oder Rücken. Hunderte Demonstranten, darunter Studenten, Menschenrechtler und Oppositionspolitiker, wurden verhaftet.

Wen immer wir in der Regierung zum Geschäft mit den Flüchtenden befragen wollen: Er ist nicht erreichbar, krank, verweist. Von offizieller Seite haben wir keine Hilfe zu erwarten. Doch dann gelingt uns über einen Bekannten von früheren Besuchen im Sudan der Kontakt zu einem «Samsara», einem Schlepper. Er schulde unserem Freund einen Gefallen, sagt er. Genaueres erfahren wir nicht. Nur dass der Samsara bereit ist, uns ins System Khartum einzuführen.

In einem Lieferwagen mit stoffverhängten Scheiben fahren wir nach El Grief. Das Quartier im Osten Khartums ist eine Anlaufstation für Neuankömmlinge aus den Nachbarländern. «Aus Eritrea über Schleichwege in den Ostsudan: 1000 Dollar», sagt der Samsara, ein durchtrainierter Mittvierziger mit Ray-Ban-Sonnenbrille und einem Klumpen Kautabak unter der Oberlippe. Der Wagen ächzt durch tiefe Schlaglöcher. An kleinen Läden sind eritreische Schriftzeichen zu erkennen. In staubigen Gassen sammeln sich Abwässer, unter einer Akazie brennt Plastikmüll.

Vor einem einstöckigen Backsteinhaus steigt der Samsara aus und schliesst ein rostiges Tor auf. Drinnen liegen zerklümmte Matten. Ein Wassereimer dient als Dusche, die Toilette ist ein Erdloch. Kaum zwanzig Quadratmeter misst der Raum. «Verbindungshaus», sagt der Samsara. «Für vierzig von denen.» Gerade warte er auf neue Flüchtlinge aus Eritrea.

Eritrea ist ein Einparteiensstaat mit strikter Planwirtschaft und das drittärmste Land der Welt. An seinen Grenzen patrouillieren Soldaten mit Schiessbefehl. Niemand soll Eritrea unerlaubt verlassen. Human Rights Watch bezeichnet das Land als «gigantisches Gefängnis». Die einzige Möglichkeit, ihm zu entkommen: Flucht.

Und die gelingt meist nur mit Schleppern. Das Regime in Eritrea gehört indirekt zu ihren wichtigsten Arbeitgebern: Aus keinem anderen afrikanischen Land fliehen so viele Menschen. Eine Million Eritreer sind weltweit im Exil, ein Sechstel der Bevölkerung. Nur die Schlepper wissen, wie sie die Grenzpatrouillen umgehen können. Nur sie kennen die Schleichwege durch die mondähnliche Öde über die Grenze in den Sudan, wo alle Wege früher oder später in ein Verbindungshaus in der Hauptstadt Khartum führen.

«Ostsudan nach Khartum: 3000 Dollar», sagt der Samsara und spuckt den Kautabak in die Ecke. Wir überprüfen die Preise später bei Geflüchteten in Deutschland. Sie stimmen. Seine Eritreer übernehme er kurz vor der Stadtgrenze von Schleppern aus dem Ostsudan, erklärt der Samsara und stopft sich einen neuen Klumpen unter die Oberlippe. In Khartum quartiert er sie in Verbindungshäusern ein, bis er genügend Passagiere für die sieben Tage lange Fahrt auf Pick-ups durch die Sahara zur libyschen Grenze hat. Dort übergibt er sie an die nächsten Schlepper. «Khartum nach Tripolis, libysche Mittelmeerküste: 3000 Dollar.» Die Überfahrt nach Italien koste noch mal so viel.

Wir waren davon ausgegangen, die Khartum-Route sei ein einziges 5000 Kilometer langes Chaos. Doch je weiter wir mit dem Samsara nach El Grief hineinfahren, immer tiefer ins

System Khartum, durch staubige Gassen, vorbei an eritreischen Billardstuben und Cafés, desto klarer wird uns: Die Khartum-Route ist alles andere als chaotisch. Die Etappen sind genau unter den Schlepperbanden aufgeteilt. Die Logistik ist ausgeklügelt, das Geschäft straff organisiert.

«In Khartum acht Schmugglerringe», sagt der Samsara im Auto und zeigt alle paar Hundert Meter auf das Eisentor eines Verbindungshauses. «Mehr als zwanzig Ringe in Eritrea, Sudan und Libyen.» Bezahlt wird nicht im Voraus. Erst wenn der Samsara seinen Kunden an der vereinbarten Station auf der Migrationsroute abliefern, ruft der einen Verwandten an. «Meistens in Europa, im Exil.» Der Flüchtling selbst bleibt als Faustpfand des Samsara im Verbindungshaus, bis der Verwandte den vereinbarten Betrag in Frankfurt, Zürich oder Stockholm einem Mittelsmann übergibt und dafür einen Code aus Zahlen und Buchstaben erhält. Und die Handynummer des Samsara. «Mann ruft aus Deutschland an», sagt er und rückt mit dem Daumen den Klumpen unter der Oberlippe zurecht. «Wenn Code stimmt, Bruder frei.»

Aus dem Handschuhfach zieht der Samsara ein zerknülltes Papier und streicht es mit der Hand auf dem Armaturenbrett glatt. Zwischen krakeligen Schriftzeichen sind Skizzen zu erkennen, die an kindliche Schatzkarten erinnern: Wege, Pfeile, kleine Kreuze und Kreise. «Reiseführer», sagt der Samsara und lacht; Kautabak spritzt an die Windschutzscheibe. ««Lonely Planet» für Flüchtlinge!»

Die Autoren solcher Zettelsammlungen sind Flüchtende, die auf ihrem Weg nach Europa eine Etappe hinter sich gebracht haben. Ihre Notizen fotografieren sie mit dem Handy

CHINESE WHISPERS

Neue Kunst aus den Sigg und M+ Sigg Collections

19.02. – 19.06.2016
im Kunstmuseum Bern
und Zentrum Paul Klee

Eine Kooperation von

KUNST MUSEUM BERN

Zentrum Paul Klee Bern
Gegründet von Mäurige E. und Martha Müller sowie den Erben Paul Klee



und geben sie per Whatsapp an ihre Nachfolger weiter. Die Zettel enthalten detaillierte Informationen über Unterkünfte, Transportwege, Preise und vertrauenswürdige Schlepper, die in knallhartem Wettbewerb um ihre Kunden stehen. «Guter Ruf», sagt der Samsara, «beste Werbung.»

Doch der Boom seiner Branche verdankt sich weniger einer guten Reputation. Es mag paradox klingen: Angekurbelt wird der Menschenschmuggel vor allem von der Flüchtlingspolitik Europas. «Wir müssen das Leben dieser armen Menschen retten», forderte kürzlich der britische Premierminister David Cameron – und bot «das Flaggschiff der Marine, drei Hubschrauber und drei Küstenschutzboote» an, um Schlepperbanden zu zerschlagen und eine «Tragödie epischen Ausmasses im Mittelmeer» zu beenden. Doch aus Sicht dieser «armen Menschen» sieht die Realität anders aus. «Um in Europa Asyl beantragen zu können, muss ich erst meinen Fuss auf europäischen Boden setzen», erklärt uns Filmon, ein 21-jähriger Flüchtling aus Eritrea. «Aber das Visum, das ich dafür bräuchte, stellt in Afrika keine Botschaft aus.»

Europa schottet sich seit Jahren mit strengen Einreisebestimmungen, Zäunen und Stacheldraht gegen Schutzsuchende ab. Im Mittelmeer machen Kriegsschiffe Jagd auf Schlepper, um sie zu verhaften und ihre Boote zu beschlagnahmen, notfalls mit Waffengewalt. Die deutsche Bundeswehr etwa beteiligt sich mit zwei Schiffen und bis zu 950 Soldaten an der Militäroperation «Eunavfor Med», die, wie bei einer Seeblockade, weite Teile der libyschen Küste abriegelt.

«Europa ist dicht», sagt Filmon im Billardzimmer in Al Sahafa, einem Quartier im Osten Khartums, wo Tausende Eritreer untergekommen sind. «Nur die Samsara können dich reinbringen.» Junge Männer beugen ihre drahtigen Körper über den grünen Filz. Statt mit Stöcken stossen sie die Kugeln mit den Händen über den Tisch, wie es am Horn von Afrika üblich ist. Sie kennen die Fernsehbilder sinkender Boote und am Mittelmeer gestrandeter Leichen, die Namen der Landsleute, die verdurstet sind, und die Geschichten über die Foltercamps der Menschenhändler.

Doch sie kennen auch all die Fotos, die ihre Verwandten und Freunde aus der Diaspora auf Facebook posten. Sie wissen, dass diese vor ein, zwei Jahren mit leeren Händen aufgebrochen sind und wie viel Geld sie jetzt jeden Monat nach Hause schicken. Wie ihre Vorbilder in Deutschland oder Schweden wirklich leben, wissen sie nicht. So wächst der Mythos. Und mit ihm die Nachfrage nach den Diensten der Schlepper, die ihnen helfen sollen, die wachsende Ungleichheit zwischen ihren Herkunftsländern und Europa zu überwinden. Und die Hindernisse, die auf dem Weg dorthin gegen sie errichtet werden.

«Zur Zeit der Sklaverei in Amerika gab es Leute, die Schwarze aus dem Süden in den sicheren Norden brachten – heute sind das Helden», sagt Filmon, und die anderen nicken. «Auch die Samsara wird die Welt eines Tages feiern, weil sie Millionen Menschen in die Freiheit geführt haben.»

Doch auf der Khartum-Route ist kaum zu unterscheiden, wer Schlepper ist und wer Kidnapper. Zu Beginn mögen sich Migranten ihr Reiseziel noch selbst aussuchen und ihre Geschäftspartner dafür bezahlen, sie dort hinzubringen. Wenn

ihnen unterwegs aber das Geld ausgeht, schlägt die freiwillige Vereinbarung oft in Entführung und Folter um.

«Sie zwangen mich, meine Familie anzurufen, und brannten mich mit einem heissen Eisen, damit ich am Telefon schrie», erzählt uns Abdel, ein Eritreer mit hochgezogenen Schultern und zerkratzten Armen, in seiner Lehmhütte am Stadtrand von Khartum. «Sie hängten mich an der Decke auf, gaben mir Elektroschocks und rissen mir die Fingernägel mit der Zange aus. Einen von uns hängten sie zwei Tage an der Decke auf – wir sahen zu, wie er starb.»

Bis zu 30 000 Flüchtlinge aus dem Horn von Afrika sind laut den Vereinten Nationen seit 2009 gekidnappt und gefoltert worden, um Lösegelder zu erpressen. Fast alle Frauen unter ihnen wurden sexuell missbraucht oder vergewaltigt. Das Durchschnittsalter der Geiseln liegt bei 18 Jahren. Unter den Opfern sind viele Kinder, die als Kindersoldaten oder Sexsklaven verkauft werden sollen. Die Tentakel der Menschenhändler reichen aus dem Sudan und Eritrea bis nach Libyen und Ägypten, auf die Sinai-Halbinsel und in die arabischen Golfstaaten.

«Eher mechanische Massnahmen wie die Schlepperbekämpfung können Wanderungsbewegungen nach Europa



DAS MAGAZIN 07/2016

Links: Regierungsmitglied Hamid Mohamed Hamid gehört den Rashaida an; diesem Nomadenvolk wird vorgeworfen, die Schmuggelwege der Region zu kontrollieren. Rechts: Jeder Flüchtling erhält fünf Liter Wasser in Flaschen, die aus Platzgründen häufig aussen an den Lkws befestigt werden – wenn sie auf der Fahrt kaputtgehen, verdurstet die Flüchtlinge.



Unsere anderen 3229 Lernenden haben leider nicht aufs Bild gepasst.

Als grosses Unternehmen haben wir auch eine grosse Verantwortung gegenüber der Gesellschaft und unseren Mitarbeitenden. So bietet Coop gruppenweit 3271 Lehrstellen in verschiedenen Berufen an. In der Schweiz werden nach dem Lehrabschluss über 60% in eine Festanstellung übernommen. Für dieses Engagement wurden wir von der Hans-Huber-Stiftung mit dem «Grossen Preis der Berufsbildung» ausgezeichnet.

taten-statt-worte.ch

nicht reduzieren und schon gar nicht stoppen», glaubt Jochen Oltmer, Migrationsforscher an der Universität Osna-brück. «Solange es keine sicheren, legalen Wege für die Einreise gibt, wird die sogenannte illegale Migration weiter zunehmen – und die Geschäfte der Schlepper werden blühen.»

Europa müsse in grossem Umfang in die Resettlement-Programme des UN-Flüchtlingshilfswerks investieren, in denen sich Menschen in Not mit einer dauerhaften Ansiedlung in Europa ein neues Leben aufbauen können. Darüber hinaus müssten Afrikaner in europäischen Botschaften in ihren Herkunftsländern ein Visum beantragen können. Für Bürger bestimmter Krisenstaaten könnte die Visumspflicht ganz ausgesetzt werden. «Dazu Quoten und Lotterien, bei denen Tickets für eine legale Einreise verlost werden wie in den USA», sagt Oltmer. Alles nicht neu. Doch europäische Politiker wehren sich dagegen. Aus Angst, von ihren Wählern dafür bestraft zu werden.

Auf seiner Eisenpritsche in der Lehmhütte kratzt sich Abdel an den Armen. Seine Augen zucken nervös, die Pupillen drehen sich nach oben, während er uns auf dem Handy Fotos von den Kidnappern zeigt. Niemand weiss, wer die Bilder gemacht hat. Sie zirkulieren unter den Opfern. Abdel hat seine Peiniger darauf wiedererkannt: Männer mit kantigen Gesichtszügen und heller Haut in langen Gewändern, ihre Schnellfeuerwewe an Riemen um die Schultern gehängt. Abdel kann seinen Blick nicht von ihnen lösen. Wie verrückt kratzt er sich an den Armen. Als wollte er aus seiner Haut. Dann flüstert er mit zitternder Stimme: «Rashaida!»

Das Volk der Rashaida ist Mitte des 19. Jahrhunderts aus Saudiarabien nach Nordostafrika eingewandert. Rund 250 000 dieser muslimischen Kamelnomaden leben in Zelten auf beiden Seiten der eritreisch-sudanesischen Grenze und kontrollieren ein ausgefeiltes Netz von Schmuggelwegen. Einer ihrer Führer gehört laut den Vereinten Nationen zu den Bossen des organisierten Menschenhandels im Sudan: Mabrouk Mubarak Salim ist seit 2007 Minister in der Regierung in Khartum, zuständig für Fischerei und Fleischwirtschaft.

Er ist für uns nicht zu sprechen, doch sein Stellvertreter empfängt uns in seinem Büro. «Einige wenige Rashaida bringen Flüchtlinge in ihren Geländewagen von A nach B und werden dafür bezahlt wie Taxifahrer», sagt Hamid Mohamed Hamid, ein kleiner Mann mit knochigen Wangen und straff zurückgekämmtem Haar. «Mit Entführungen und Folter hat mein Volk nichts zu tun.» Aber was ist mit den Aussagen der Opfer? Warum beschuldigen sie einhellig die Rashaida? Hamid wippt auf einem Lederstuhl und durchbohrt uns mit seinem Blick. «Die Flüchtlinge können die Stämme im Ost-sudan nicht unterscheiden», sagt er schliesslich. «Diese Leute sehen jemanden in einem langen Gewand mit einer Kalaschnikow – und rufen: Rashaida!»

Sündenböcke für die Regierung

Seit Jahrzehnten schränkt die Regierung des Sudan den Zugang dieser Hirten zu Weideland ein. Die Polizei beschlagnahmt willkürlich ihr Vieh. Die Kamelzucht liegt am Boden. Sind die Rashaida deshalb auf den Menschenhandel umgestiegen? Hamid Mohamed Hamid winkt ab. «Wir sind nur die Sündenböcke», sagt er und zeigt zum Zeichen der Unschuld seine Handflächen. «Die wahren Kidnapper und Folterer sind Angehörige der Polizei, der Armee, des Geheimdienstes und Politiker der sudanesischen Regierung.» Sind er und sein Chef nicht Teil dieser Regierung? In erster Linie, sagt Hamid Mohamed Hamid, sei er Vertreter seines Volkes, der Rashaida. Und damit ein Oppositioneller.

Polizisten und Soldaten, die Flüchtlinge entführen und foltern? Politiker, die Mädchen und Jungen als Kindersoldaten und Sexsklaven verkaufen? Der sudanesischen Menschenrechtsaktivist Omar El Sheikh durchleuchtet seit Jahren die Netzwerke der Schlepper, er hat die Spuren der Kidnapper und Folterer bis nach Eritrea und Ägypten verfolgt. Und er ist überzeugt: «Hinter dem Menschenhandel stecken Polizisten, Soldaten und Offiziere, Leute vom Geheimdienst und Politiker im Sudan – bis in die höchsten Positionen. Und die Rashaida sind ihre Handlanger.»

Human Rights Watch spricht ebenfalls von einer «engen Zusammenar-

beit» und hat zahlreiche Fälle dokumentiert, in denen Angehörige von Polizei und Militär eritreische Flüchtlinge direkt an Menschenhändler verkauften, die sie dann folterten, um Lösegelder zu erpressen. Mehrere Übergaben fanden in Polizeistationen statt.

In Khartum wird uns ein internes EU-Dokument zugespielt, unterzeichnet vom Lenkungsausschuss des Khartum-Prozesses: Akte DS 1250/15 vom 27. April 2015. Daraus geht hervor, dass Europa auch in Eritrea die «personellen und institutionellen Ressourcen der Regierung stärken» will. Die brutalste Diktatur auf dem Kontinent soll die «illegale Migration» bekämpfen. Im Namen Europas.

«Europa rüstet verbrecherische Regierungen auf, damit sie Schutzsuchende an der Flucht hindern und so weniger Menschen an den Aussengrenzen ankommen», warnt Günter Burkhardt, Chef der deutschen Menschenrechtsorganisation Pro Asyl. «Das Ausmass der geplanten Kooperation im Rahmen des Khartum-Prozesses ist katastrophal.»

Auf dem Flüchtlingsgipfel in Malta im vergangenen November sicherte die EU afrikanischen Regierungen – darunter der Sudan und Eritrea – zusätzlich 1,8 Milliarden Euro zu, damit sie verhindern, dass Afrikaner nach Europa kommen. Ganz oben auf dem vereinbarten Aktionsplan: die Bekämpfung der Schlepper. Sind ihre Netzwerke erst zerschlagen, bleiben Flüchtlinge Europa fern – und in ihren Herkunftsländern der brutalen Willkür von Despoten und ihren Schergen ausgeliefert.

«Ihr braucht uns, um euer Flüchtlingsproblem zu lösen?», fragt uns in Khartum ein pensionierter Mitarbeiter des Geheimdienstes; die eine Hand hält er auf wie ein Almosenempfänger, mit dem Daumen der anderen entschert er eine imaginäre Pistole. «Wir helfen euch gern: Gebt uns eure Millionen, und haltet den Mund, wenn wir aufmüpfige Studenten erschiessen.» Geld gegen Schutzsuchende, auf Kosten von Demokratie und Menschenrechten: Der Tauschhandel offenbart die Logik einer gescheiterten Flüchtlingspolitik in Afrika, die ignoriert, dass die Menschen dort vor genau den Regimes fliehen, die sich Europa un-

ter dem Deckmantel der Schlepperbekämpfung zu Partnern macht.

«Wir dürfen und werden es nicht dulden, dass diese Verbrecher aus blosser Profitgier massenhaft Menschenleben opfern», sagt der deutsche Bundesinnenminister Thomas de Maizière und verurteilt den «grenzenlosen Zynismus der Schleuser». Europas Zynismus kaschiert er: Legitimiert durch den humanitären Anstrich, die Machenschaften der «Sklavenhändler» und «Terroristen» zu bekämpfen, und gestärkt durch jedes weitere Boot, das im Mittelmeer kentert, durch jedes weitere angeschwemmte Flüchtlingsbaby, jede weitere Blutrünstigkeit, die von den Fluchtrouten – auch in Reportagen wie dieser – an die Öffentlichkeit dringt, ziehen die europäischen Grenzschützer ihre Strippen, damit Flüchtlinge so weit entfernt wie möglich abgefangen werden.

Denn wenn sie erst vor den Toren Europas in Zelten aus zerrissenen Säcken und Plastikfetzen campieren, wenn sie vor Kälte oder Hunger kollabieren und ihre Kinder mit verschmierten Gesichtern in die Kameras weinen, bleibt Europa nichts anderes übrig, als sich auf seine vielbeschworenen Werte zu besinnen und sie aufzunehmen. Europas Offensive gegen die Schlepper ist ein verlogener Krieg.

Bis zuletzt sträubt sich das System Khartum. Merhawit, 22, eine bildschöne Eritreerin mit grossen Augen, will nicht mit uns gesehen werden – aus Angst, ihre Peiniger könnten als Polizisten oder Geheimagenten an unseren Fersen kleben. Nach tagelangem Hin und Her findet unser Treffen im Auto statt. Der Fahrtwind lässt die Stoffvorhänge an den Scheiben flattern und Merhawits Wangen rötlich schimmern, während sie einen Verschluss aus Ästen und Ziegenleder beschreibt, «kaum grösser als ein Sarg». Darin hätten die Menschenhändler sie an einem Pflock am Boden festgebunden.

«Sie standen in der Wüste Schlange», sagt Merhawit. Ihr Haar ist unter einem Kopftuch nach hinten geflochten, auf ihre Fingernägel hat sie kleine rosafarbene Punkte getupft. In den ersten Tagen habe sie ihre Vergewaltiger gezählt. «Ich dachte, bei fünfzig sei sicher



Für mehr Schwung im Leben!

orell.
füssli 



Wie durch ein Wunder überlebte Merhawit mehr als 13 Monate in den Fängen grausamer Schlepper.

Oltmer, «arbeiten nicht etwa deutsche Universitäten mit Universitäten in Khartum zusammen?» Dies funktioniere zwar auch nur mit Zustimmung der Regierung, doch danach könnten Studierende für Praktika ausgetauscht, Lehrkräfte fortgebildet, gemeinsam Labore aufgebaut und Forschung betrieben werden. So würden kritisches Potenzial in der Zivilgesellschaft gefördert, gegenseitiges Verständnis der jeweiligen Lebensumstände entwickelt – und Perspektiven entstehen, damit die Menschen erst gar nicht aufbrechen müssen.

Auch Kooperationen zwischen Schulen, Krankenhäusern, Arztpraxen und Unternehmen kann sich Jochen Oltmer vorstellen. «Solche Initiativen gibt es schon im Kleinen», sagt der Migrationsforscher, «aber sie müssen viel stärker institutionalisiert und mit Mitteln der Entwicklungszusammenarbeit ausgestattet werden.» Die Gelder würden dann nicht über Staatshaushalte mit korrupten Regimes abgerechnet, sondern direkt zwischen den Institutionen. «So könnten wir Schleppern und Kidnappern langfristig den Teppich unter den Füßen wegziehen.»

Qualen jenseits des Vorstellbaren

Menschen wie Merhawit, die schon auf der Flucht sind, hilft dies freilich nicht. Nach 13 Monaten in den Händen der Vergewaltiger brachte ihre Familie endlich die 35 000 Dollar Lösegeld auf. «Doch statt mich freizulassen», sagt sie im Auto, «verkauften sie mich an die nächste Bande.» Die Misshandlungen gingen weiter.

Als sie schon nicht mehr gehen, nicht mehr sprechen oder schlucken konnte, warfen ihre Peiniger sie in die Wüste. Wie durch ein Wunder überlebte sie: Ausgerechnet Nomaden vom Stamm der Rashaida, die am Menschenhandel beteiligt sein sollen, fanden sie, versorgten ihre Wunden und brachten sie zu einer Zeltstation des Roten Halbmonds.

Merhawit hat Qualen erlebt, jenseits des Vorstellbaren. Doch nie kommt sie uns wie ein Opfer vor. Aufrecht sitzt sie im Auto, ihr Blick hält unserem stand. Sie klagt nicht, weint nicht. Wie alle Flüchtenden, die wir unterwegs trafen, ist sie entschlossen, ihr Leben in die Hand zu nehmen. Merhawit hat ganz konkrete Pläne: «In Frankfurt Krankenschwester zu werden», sagt sie mit fester Stimme. «Menschen zu pflegen und zu heilen, egal welche Hautfarbe sie haben.» •

Schluss.» Das habe ihr innerlich Kraft gegeben. Doch mit jeder Woche seien es mehr geworden, und irgendwann habe sie aufgehört zu zählen. Ihre Geschichte teile sie mit uns nur, sagt sie im Auto, weil sie hoffe, dass sich etwas ändern werde, wenn Europa mehr von den Grausamkeiten auf der Khartum-Route erfährt.

Wir sind hergerüstet, um das Mantra der Schlepperbekämpfung zu ergründen – und in einer Sackgasse gelandet: Wenn Initiativen wie der Khartum-Prozess eher verbrecherische Regimes aufrüsten, statt den Menschen zu helfen; wenn mit Schleppernetzwerken auch überlebenswichtige Fluchtmöglichkeiten zerschlagen werden; wenn der scheinheilige Krieg nur ein Mittel ist, um Schutzsuchende von den Aussen Grenzen fernzuhalten – soll Europa dann am Horn von Afrika besser nichts gegen Schlepper und Menschenhändler tun? Und Menschen wie Merhawit im Stich lassen? In den Fängen von Kidnappern, Folterern und Vergewaltigern?

«Die Ruckzuck-Lösung gibt es nicht», sagt der Migrationsforscher Jochen Oltmer von der Universität Osnabrück. «Statt Menschen durch fragwürdige Allianzen mit Diktaturen abzuwehren, muss Europa in grossem Umfang sichere Wege für eine legale Einreise schaffen.» Darüber hinaus müssten in Städten wie Khartum «Entwicklungs- und Wachstumskerne» aufgebaut werden – jenseits herkömmlicher Entwicklungshilfe und unterhalb des Radars der Regimes. «Warum», fragt

Der Reporter MICHAEL OBERT berichtet regelmässig für «Das Magazin»; michael@obert.de
Der Fotograf MATTHIAS ZIEGLER lebt in München; www.soothingshade.com

DAS MAGAZIN und das Literaturhaus Zürich
präsentieren:

EIN ABEND MIT RACHEL CUSK



Schon im Flugzeug nach Athen begegnet die Icherzählerin einem Mann, der ihr seine Lebensgeschichte erzählt. Sie wird zur ZuhörerIn, zum Spiegel und zur Person, die seine Erzählung in ihrer Wahrhaftigkeit infrage stellt. Im Verlauf von Rachel Cusks Roman «Outline» (Suhrkamp) erzählen die Menschen von ihren Ängsten, ihren Versäumnissen, ihren Lebensweisheiten. Und dazwischen: die Stimme der Erzählerin, mit der Fähigkeit, aus kleinsten Beobachtungen etwas herauszudestillieren, das uns auf uns selbst zurückwirft und das Reale über den Weg der Erinnerung verändert.

EIN ABEND MIT RACHEL CUSK

moderiert von Mikael Krogerus.

Mittwoch, 9. März 2016, 19.30 Uhr, Literaturhaus Zürich

DAS MAGAZIN